

Der Gott, den es ‚nicht gibt‘ - oder: über Hoffnung und die Zukunft der Kirche

Als die Nachricht um die Erde lief, Gott sei aus der Kirche ausgetreten, wollten viele das nicht glauben. „Lüge, Propaganda und Legende“, sagten sie, bis die Oberen und Mächtigen der Kirche sich erklärten und in einem so genannten Hirtenbrief Folgendes erzählten:

„Wir, die Kirche, haben Gott, dem Herrn, in aller Freundschaft nahe gelegt, doch das Weite aufzusuchen, aus der Kirche auszutreten und gleich alles mitzunehmen, was die Kirche immer schon gestört hat. Nämlich seine wolkenlose Musikalität, seine Leichtigkeit und vor allem Liebe, Hoffnung und Geduld. Seine alte Krankheit, alle Menschen gleich zu lieben, seine Nachsicht, seine fassungslose Milde, seine gottverdammte Art und Weise, alles zu verzeihen und zu helfen - sogar denen, die ihn stets verspottet; seine Heiterkeit, sein utopisches Gehabe, seine Vorliebe für die, die gar nicht an ihn glauben, seine Virtuosität des Geistes überall und allenthalben, auch sein Harmoniekonzept bis zur Meinungslosigkeit, seine unberechenbare Größe und vor allem, seine Anarchie des Herzens - usw. ...Darum haben wir, die Kirche, ihn und seine große Güte unter Hausarrest gestellt, äußerst weit entlegen, dass er keinen Unsinn macht, und fast kaum zu finden ist.“

Viele Menschen, als sie davon hörten, sagten: „Ist doch gar nicht möglich! Kirche ohne Gott? Gott ist doch die Kirche! Ist doch eigentlich gar nicht möglich! Gott ist doch die Liebe, und die Kirche ist die Macht, und es heißt: ‚Die Macht der Liebe!‘ Oder geht es nur noch um die Macht?!“

Andere sprachen: „Auch nicht schlecht, nicht schlecht; Kirche ohne Gott! Warum nicht Kirche ohne Gott!? Ist doch gar nichts Neues, gar nichts Neues! Gott kann sowieso nichts machen. Heute läuft doch alles anders. Gott ist out, Gott ist out! War als Werbeträger nicht mehr zu gebrauchen.“ Und: „Die Kirche hat zur rechten Zeit das Steuer rumgeworfen.“ Doch den größten Teil der Menschen sah man hin und her durch alle Kontinente ziehn, und die Menschen sagten: „Gott sei Dank! Endlich ist er frei. Kommt, wir suchen ihn!“ (aus: Hans Dieter Hüsch ‚Das kleine Buch zwischen Himmel und Erde‘)

Vorbemerkung: Die folgenden Thesen bilden keine Einheit; sie können sich widersprechen.

These 1:

Ich bin (Jeder ist) auf der Suche. Was auf der Suche passiert: Ich erfahre ... mein Gottesbild ist wandelbar. Es muss nicht das (kirchlich) vorgegebene sein, es gibt Zugänge, die mir mehr liegen, mehr sagen – spannende Zugänge! Zuerst einmal suche **ICH** (noch nicht **WIR**).

These 2:

Es gibt nicht individuelleres als mein Glaube, meine Suche, meine (vorläufigen) Antworten. Wo ich mich traue, mich und meine (Gottes-) Bilder in Frage zu stellen, entsteht etwas ‚Gewisseres‘.

These 3:

Aber: Die Suche nach Gemeinschaft bleibt - auch auf der Suche! Gemeinschaft ist dabei nicht ‚Kirche‘. Formale Kirche **IST NICHT** Gemeinde-Gemeinschaft (Gemeinde ist kleiner!). Also Ja, auch dies ist richtig: „...**WIR** suchen ihn!“.

These 4:

Das verbindende ‚Dings‘ – was ist es?

Wenn **WIR** suchen – was ist dann ‚der kleinste gemeinsame Nenner‘?

These 5:

Gemeinschaftserlebnis im 'Gemeinsam auf der Suche sein' – das trägt

Gemeinsame (Friedens-) Lieder singen – das trägt

Gemeinsam verstehen: ‚Wir sind nicht die Macher unseres Lebens‘ – das trägt

Aber auch das folgende Begriffsfeld der Suche ist (uns) ein Quelle der Gemeinsamkeit (nach E. Drewermann):

„Nicht Reichtum, sondern Frieden“ „Nicht Nützlichkeit, sondern Freiheit“
„Nicht Lohn, sondern Liebe“ „Die Welt als großer einer Klang“ „Harmonie“
„Die Ahnung eines Ziels“ „Sinn“ „Annahme“ „Leben als Geschenk“ „Freude“
„Anerkennung und Geltenlassen“ „Güte“ „Getragensein“ „Sein“ „Schönheit und Zärtlichkeit“

These 6:

Und wo ist ‚Gott‘? Was ist, wenn das Reden von ‚Gott‘ dabei immer seltener stattfindet? (Zumindest in der kirchlichen Sprachform). Ja, H. D. Hüsch sagt es: ‚Er‘ ist weg! Kirche ohne ‚Gott‘!

Wo ‚Gott‘ ist?: In jedem Menschen – in jedem Lebewesen. IN JEDEM LEBEWESSEN.

These 7:

Ich glaube nicht mehr, was ich kirchlich-theologisch ‚glauben soll‘. Die Gottesbilder ‚Vater‘, ‚Sohn‘, ‚heiliger Geist‘ sind befremdlich, haben nicht mit meinen existenziellen Gedanken zu tun. Wenn selbst das Wort ‚Gott‘ nicht substanziell existenzielles mehr sagt, dann ist dem kirchlichen WIR die ‚Geschäftsgrundlage‘ entzogen.

Was macht der ADAC wenn nicht mehr nur einzelne vom Auto auf andere Fortbewegungsmittel umsteigen, wenn irgendwann die Mehrzahl keine Auto mehr besitzt? Was macht der ADAC dann??

These 8:

„Es gab eine Zeit, da lehrte die Religion die Menschen beten, daß Gott die Gesetze seiner Natur an die Wünsche des einzelnen anpassen möge. So haben wir als Kinder gebetet, daß beim kommenden Schulausflug die Sonne scheinen sollte. Es gab auch eine Zeit, in der die Religion die Menschen lehrte, auf die noch unentdeckten Gebiete der Natur und auf die unheimlichen Vorgänge des Lebens wie Krankheit und Tod den Namen Gott zu schreiben. ... Seitdem aber Kenntnisse um die Zusammenhänge der Natur immer geschlossener und einheitlicher geworden sind, wurden die Menschen immer mehr dazu erzogen, auf die Mechanik der Natur zu starren und sie undankbar als etwas Selbstverständliches und Gewöhnliches anzusehen ... So verloren sie Gott aus den Augen. Eine Zeitlang beteten sie aus Gewohnheit und mit schlechtem Gewissen weiter; sie verkehrten noch offiziell mit dem Absoluten, persönlich aber stellten sie den Kontakt mit ihm ein und empfanden die Frage nach Gott als langweilig...“

Wir können Gott nicht einreihen neben Sommerhäuser, Autos und Bankkredit. Wenn wir von Gott sprechen, müssen wir versuchen, den tiefsten Beweggründen unseres Lebens nachzugehen...“
(Eugen Drewermann: Was uns Zukunft gibt – vom Reichtum des Lebens, Kap.: *Auf der Suche*)

These 9:

„Religionslos zu sein ist normal geworden. Warum sollte man eine Religion haben wollen?“

Dazu Dietrich Bonhoeffer. »Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen. Die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein ... Wo behält nun Gott noch Raum? « Bonhoeffers Antwort führt radikal ins Diesseits: »Gott ist mitten im Leben jenseitig.

Der Gott, der bei uns ist. ist der Gott, der uns verlässt.« An anderer Stelle schreibt er den Satz, der bis heute die radikalste Anfrage an alle Dogmatik, an alle Festlegung göttlicher Eigenschaften ist:

»Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht.«

(zitiert aus ‚Erwarte das Neue‘ Britta Baas, PF 23-2011)

(s.a. die These 16 des 3. Gesprächsabends zum ‚ohnmächtigen Gott‘)

These 10:

»Der Gott, der bei uns ist. ist der Gott, der uns verlässt« ist kein ‚modernes‘ Gefühl. Am leeren Grab sucht Maria nach Jesus. Sie spricht einen an und fragt „Wo ist er? Hast Du ihn weggetragen?“ Da sagt er zu ihr „Maria“. Da wendet sie sich um und spricht zu ihm „Rabbuni“.¹ Spricht er – Jesus – zu ihr „**Rühr mich nicht an**, ich bin noch nicht weg aber ich gehe weg...“ Der weggehende Träger der letzten Hoffnung, der in seinem Weggang dennoch (noch?) da ist – ist die in paradoxe Sprache gekleidete christliche (!) Urerfahrung eines Nicht-Halten-Könnens eines Gottesbildes². Und schließt an, an die alttestamentliche Vorsicht den Namen des ‚Gottes des Windes, des Hauches, des wehenden Saumes‘ nicht zu nennen – **in der Auslassung** ist das g’tliche verborgen.

These 11:

Der Kern des Suche und der Keim der Antwort lautet ‚Hoffnung‘. Nicht die Hoffnung aus Schwäche, als ‚schöne Illusion‘, als törichte Abwendung von der ‚Realität‘. Sondern: Alles Leben lebt aus Hoffnung! Die Sachzwänge der Realisten, „das Gesetz“ von heute, der ökonomisch-wissenschaftlich-technologisch-militaristischen Komplex (D. Sölle), der keine Alternativen kennt („there is no alternative“, M. Thather; „alternativlos“ – das Unwort des Jahres 2010), dies scheint eine Lebenseinstellung zu sein, die auch historisch immer wieder als lebensfeindlich empfunden zu Reformation und Revolution führte. **Wo Hoffnungslose Hoffnung haben – da ist das g’tliche.**

These 12:

Wer aber Hoffnung in seiner Lebenshaltung und in seinem Handeln gemeinsam mit anderen zum Ausdruck bringt, der glaubt wirklich an Gott, wobei es nicht wichtig ist, ob jemand die religiösen Ausdrücke »Glauben« oder »Gott« benutzt oder nicht.

(Dorothee Sölle)

1 Nachtrag: „Die Bezeichnung „Rabbuni“ findet sich nur zweimal im neuen Testament als Anrede Jesu: bei Markus 10,51 und bei Johannes 20,16 mit der o.g. Szene am offenen Grab. Das ist merkwürdig ... Bei Markus ist es der Blinde in Jericho, ein Bettler, der ihn so anspricht. Er steht hier für das Symbol des blind-sehenden Glaubens; der Blinde als der blind Glaubende. Er erkennt mit dem inneren Blick Jesus sofort als den Sohn Davids und erfleht sein Erbarmen. Auf Jesu Frage, was er ihm tun solle, antwortet der Blinde: „Rabbuni, ich möchte wieder sehen können.“ Jesus antwortet ihm: „Geh! Dein Glaube hat dir geholfen.“ Die ungewöhnliche Anrede in der ungewöhnlichen Situation will das bedingungslose Glaubensverhältnis des Blinden zu dem ihm bisher unbekanntem Jesus zeigen. Die Liebe zu diesem **Repräsentanten einer letzten Hoffnung** gibt dem Blinden die zärtliche Anrede Rabbuni (mein geliebter Rabbi) ein.“ (Schalom Ben-Chorin, Theologia Judaica: Gesammelte Aufsätze, Band 2

2 Jean-Luc Nancy drückt dies in seinem Buch ‚Noli me tangere‘ (Berlin 2009) so aus (S. 62 zu Joh 20,17):

*Berühre mich nicht, halte mich nicht fest,
versuche weder zu halten noch zurückzuhalten,
sage jeder Anhängerschaft ab,
denke an keine Vertrautheit, an keine Sicherheit.
Glauben nicht, es gäbe eine Versicherung, so wie Thomas sie wollte.
Glaube nicht, auf keine Weise.
Aber bleibe in diesem Nicht-Glauben standhaft.
Bleib ihm treu. Bleib meinem Fortgang treu.
Bleib dem allein treu, was in meinem Fortgang bleibt:
dein Name, den ich ausspreche.
In deinem Namen gibt es nichts zu ergreifen, nichts dir anzueignen,
sondern es gibt dasjenige, was vom Unvordenklichen her
und bis hin zum Unerreichbaren an dich gerichtet ist,
vom grundlosen Grund,
der immer schon im Aufbruch ist.*

These 13: (und weiter: Dorothee Sölle)

„Die Hoffnung hat zwei liebliche Töchter; **Zorn und Mut;**

Zorn, damit das Nichtige auch nichtig bleibe - Mut, damit das, was sein soll, auch sein wird. ...

Hoffnung fällt nicht vom Himmel, sie erwächst aus dem Widerstand der Beleidigten und Rechtlosen. Die Hoffnung liegt bei den Unterdrückten, die ihre Unterdrückung nicht länger ertragen und zum Kampf übergehen, bei denen also, die ihre Unterdrückung so stark empfinden, daß sie die Kraft in sich fühlen, um den Unterdrücker auszutreiben, wie Jesus und seine Freunde die Dämonen austrieben. **Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt - das ist auch eine religiöse Aussage.**

Wer sich nicht wehrt, glaubt nicht an die Liebe oder traut ihr zumindest nichts zu.

Eine Gemeinschaft von Christen in der Ersten Welt, die sich als Kirche versteht, ist in meinen Augen nur dann wirklich Kirche, wenn sie Widerstand leistet.

Im Widerstand leben, das heißt gegen alle Hoffnung auf Hoffnung hin glauben.“

These 13b:

„Eine Kirche, in der ein Gottesdienst gefeiert wird, ohne dass danach oder davor etwas für andere Menschen geschieht – also eine diakonische Aktivität, zu der man sich wie selbstverständlich in der Kirche trifft -, ist überflüssig.“ (Rupert Neudeck: »Belebt die toten Kirchen!« Warum sind so viele Gotteshäuser oft geschlossen? Und warum sind viele Gemeinden so untätig? Plädoyer eines zornigen Christen)

These 14:

Die politische Kirche als einzige Kirche? Mit (alleinigem) Wahrheitsanspruch?

Der Gewerkschaftler auf der Kanzel? Ist dies wieder eine ‚alternativlose Fokussierung‘?

Was wird aus den konkreten Handlungen eines ‚Gottesdienstes‘ (was überhaupt ein Wort)?

Geht es darum was die Pastorin/ der Pastor sagt, wie er es sagt?

Geht es viel mehr um die Wandlung der leer gewordenen rituellen (gruseligen) Formen?

Statt dem sonntäglichen ‚exercieren‘ (in der Hoffnung, dass wenigstens die Predigt was taugt)

– **was kann in 42 Jahren unsere Kinder zusammenkommen lassen, um hoffnungsvolle Kraft für sie und ihre Welt schöpfen zu lassen?**

These 15: (Gegenthese)

Ohne die bekannte Form fällt die Gemeinschaft, das gemeinschaftliche Erlebte in sich zusammen.

Schon die veränderte Liturgie in Altenholz kann ein Gefühl der Fremdheit erzeugen, für den der hier nicht regelmäßig zu Hause ist. (wo können wir zusammen kommen???)

These 16: (Synthese?)

WIR sind POLYPHON! (Und müssen es bleiben)

These 17:

So stelle ich mir Kirche vor.

Kirche (als Gebäude?) ist ‚wie ein nach Hause kommen‘.

Hier wird es leichter ... zur Mitte zu finden.

Kirche ... offen ... am Eingang Gläser und ein Krug mit Wasser und einem Blatt Minze ...

Wir kommen zusammen, weil wir wissen worüber wir miteinander reden wollen, singen wollen...

These 18:

Kirche ... die Menschen der Kirche ... helfen mir die Steine aus dem Weg zu räumen ... um wieder Anschluss an die Fantasie zu bekommen.

„Die Menschen wissen schon den rechten Weg“. (E. Drewermann, ‚Priester und Prophet‘)

Der Priester (die Priesterin), **wir alle (!)**, können uns dabei helfen, Versteinerungen zu lockern und Vertrauen zum Leben und zur Gegenwart der Hoffnung im Leben zu finden.

Noch in den einfachsten Handlungen des Alltags werden wir dann das g'tliche finden.

These 19:

Dazu müssen wir in kleineren Gruppen zusammenkommen – uns näher kommen!

Die verstreuten Einzelnen in einem Gottesdienst zeugen von gelebter Entropie, nicht von erlebter gegenseitiger Bereicherung.

Wenn ich weiß, was mich in einem Gottesdienst (Neues) erwartet, dann kann ich mich öffnen.

Andernfalls – wenn ich überrascht werden – gehe ich auf Abwehr.

Näher zusammenrücken müssen alle gleichermaßen wollen!

These 20:

Die Fragen und die nicht vorhandenen Antworten: viel zu selten sind SIE das Thema.

Jeder von uns, ob an der Kasse arbeitend, ob studiert oder immigriert hat doch WIRKLICHE Fragen.

Der Verstand liefert oft keine Antworten, Floskeln helfen (natürlich auch) nicht

– die Ohnmacht, das Offene der Fragen gilt es auszuhalten!

Zusammen auszuhalten. In der Beziehung kann es so etwas wie Antwort geben (ich hoffe für Dich).

Der Glaube ist schwach – und das ist gut so! (s.a. www.der-schwache-glaube.de)

These 21:

Keine Antworten – aber Hoffnung!

Als im Mai 1945 hier der Rotdorn blühte, da war es offenbar:

die tragende Kraft des Leben trägt weiter.

Schlusstext von Dorothee Sölle

Street Flower

Am straßenrand blüht eine malve
ein knospe ist beinah offen
altrosa wird sie sein
vielleicht schon morgen

Hätt ich geduld
ich würde warten
hätt ich aufmerksamkeit
ich rührte mich nicht vom fleck
hätt ich frömmigkeit
hier würde ich niederknien

Vielleicht schon morgen
könnt ich sehen nicht nur glauben
wie es einem mitgeschöpf gelingt
am straßenrand zum blühen zu kommen

Zwei Verweise ins ‚Netz‘ vielleicht auf eine andere Form von Kirche:

<http://glaubensreform.de>

Der Verein führt den Namen **Gesellschaft für eine Glaubensreform** und versteht sich als Gesellschaft zur Förderung einer lebensbezogenen und heute glaubwürdigen Gestalt des christlichen Glaubens und dient so der Förderung der Religion.

Siehe z.B. die Darstellung ‚**Updates für den Glauben**‘ – Plädoyer für eine Glaubensreform von Klaus-Peter Jörns hier: <http://glaubensreform.de/media/pdf/Nachrichten.pdf>

<http://www.der-schwache-glaube.de/> - Der christliche Glaube zwischen Moderne und Religion

Ein blog von Pfarrer Christoph Heinrich Fleischer aus Werl, Auszug aus dem Editorial :

Vor Gott wertvoll und geachtet, alle ohne Unterschied!

... Menschen, deren Glaubenseinstellung religiös, aber nicht zentral ist, haben Interesse an religiösen Themen, Sendungen usw., kommen aber weniger in kirchlichen Veranstaltungen vor. Sie glauben subjektiv an Gott oder an das Göttliche, ohne sich auf kirchliche Dogmen festlegen zu wollen. Gelegentlich interessieren sie sich auch für esoterische oder spirituelle Angebote oder sehen die Verwirklichung ihres Glaubens in ihrer familiären oder gesellschaftlichen Rolle. Gegenüber Institutionen sind sie kritisch oder ablehnend, besonders hinsichtlich ihrer Machtansprüche, zahlen aber brav Kirchensteuer. Im Kirchenjahr ist es besonders das Weihnachtsfest, das rituell begangen wird. Sie beten in Krisenzeiten, aber nicht regelmäßig, nehmen als Kirchensteuerzahler die rituelle Lebensbegleitung in Anspruch, ja fordern sie regelrecht ein. Auch wenn sie weniger religiöse Gefühle pflegen, finden sie Gott doch in allem Leben, erleben Gott aber weniger als Person oder als Gegenüber. Ethische Grundregeln aus der christlichen Tradition sind ihnen wichtig. Zentral ist der Alltag, nicht der Glaube.

Es gibt kein Zurück zu einem Schwarz-Weiß-Denken, zu einer absoluten Heilsgewissheit. Glaube ist Vertrauen, nicht mehr aber auch nicht Weniger.

Da die gesellschaftliche und geistesgeschichtliche Entwicklung der Aufklärung zuerst auch gegen kirchliche Dogmen erstritten wurde und sich bestimmte Förderer des Säkularismus als ausgesprochen atheistisch gaben, entstand der Eindruck, die Religion sei damit obsolet, was sich nun als Irrtum erweist. Damit ist aber gerade kein Zurück zu einer institutionellen Metaphysik gemeint. Die christliche Religion ist als die Entdeckerin der „Welt“ zu würdigen. Sie ist die Begründerin eines globalisierten Denkens, die in der Einheit auch den Wunsch nach Frieden und Gerechtigkeit in der Annahme der geschöpflichen Gleichheit und Vielfalt begründete. Diese religiöse Tradition bleibt in der urchristlichen Literatur lebendig, ohne andere religiöse Quellen als unwahr zu verdammen.

Das Christentum erfindet sich aus seinen Wurzeln neu, es wird tolerant.

Das Christentum ist auch unter den Bedingungen der Toleranz lebensfähig, ja findet in gewisser Hinsicht erst dadurch zu seinen Wurzeln zurück. Die Verkündigung Jesu und des biblischen Gottesbildes sind als Abschied einer Metaphysik der Macht und der patriarchalen Herrschaft wieder zu entdecken.

Die Texte dieses Gesprächskreises:

Im Fokus

Gut sein reicht nicht. Das können auch andere, so viel ist klar. Was also denkt und tut ein Christ? Und kann er es auch erklären? Theologen versuchen es in fernen Büchern. Sehr erfolgreich sind sie damit bei den meisten Menschen nicht. Der Karikaturist Thomas Pfaffmann weiß das: »Exotisch« heißt der Titel einer seiner Zeichnungen. Da fragt ein Mann bei einem Sterbepfand sein Gegenüber: »Sie sind Christ?« ... Ach, interessant ... Und was macht man da so?«

Weil diese Frage offenbar immer weniger Menschen überzeugend beantworten können, treten immer mehr aus den Kirchen aus. Tausende sind es jährlich allein in Deutschland. Woan liegt das? Hat das Christentum sein Verfallsdatum überschritten? Hat es nichts mehr, das die Menschen fasziniert und mitreißt, tröstet und rettet, anspornet und glücklich macht?

Wer Menschen nach Begründungen für ihren Kirchenaustritt fragt – in Deutschland für sehr viele gleichbedeutend mit der Abkehr vom Christentum –, bekommt unterschiedliche Antworten. Die einen gehen, weil sie die Kirchen, die sie mit den Christen identifizieren, verlogen finden. Wenn Priester Kinder missbrauchen, Bischöfe in Saas und Braas leben, Korruptions- und Finanzskandale geschehen wie in jedem anderen Unternehmen auch, wollen sie nicht mehr für den Erhalt der Firma zahlen.

Andere gehen, weil ihnen die Kirchen langweilig und nutzlos erscheinen. Weil sie nicht nennenswert zum persönlichen Wohlbefinden beitragen, werden sie abgestoßen. Der egoistische Mehrwert. Man spart sich die Kirchensteuer. Wenn doch einmal Nahrung für die Seele nötig wird, sucht man sich einen anderen Anbieder – oder schaut wieder bei der Kirche vorbei. Ganz unvermeidlich, versteht sich.

Und schließlich gibt es noch jene, die nicht mehr glauben können, was sie glauben sollen. Was ihnen im Religionsunterricht beigebracht wurde, was die Christenlehre ihnen aufgab, was der Pfarrer von der Kanzel predigte, das es einen Gott gibt, der Himmel und Erde schuf, dass Jesus sein Sohn ist und zwei Naturen hat, eine ganz menschliche und eine ganz göttliche. Dass es ein Leben nach dem Tod geben wird. Und dass ein junger Mann vor 2000 Jahren an Kreuz starben musste, damit wir erlöst werden können von Schuld und Pein.

Update für den Glauben

Was tun die, die nicht gehen? Von manchen erfährt man, dass sie sich als Christen verstehen, die diese Welt verändern wollen. Die überzeugt sind: Gott bleibt ohne handelnde Menschen unsichtbar. Mit diesem Gedanken ging ihnen Dietrich Bonhoeffer voraus. 1945 von den Nazis ermordeter evangelischer Theologe: »Die Kirche ist zur Kirche, wenn sie für andere da ist«, schreibt er in seinem letzten großen Werk »Widerstand und Ergebung«. Für ihn bedeutete dieser Satz alles. Er lebte ihn, als Teil der Kirche, konsequent bis zum Tod.

Von dieser Konsequenz wissen andere, die heute die Kirchen bevölkern, nicht. Sie nutzen die Angebote der Institution, wenn sie ihnen gerade im Leben passen. Einer muss ja dafür sorgen, dass die Trauung einen festlichen Rahmen bekommt, die Kinder getauft werden, der verstorbene Opa würdig unter die Erde kommt. Ansonsten langweilt man sich in der Kirche. Es ist traurig: Wahrheit – »Dennzuletzt« heißt nicht zwangsläufig, als Christ

18.08.2011 20.08.2011



Erwarte das Neue

Das Christentum verändert sein Gesicht. Immer wieder, immer anders. Was wird? Und was bleibt?

Von Britta Baas

zu leben. Als »bürgerliche Religion«, wie sie schon vor dreißig Jahren der katholische Theologe Johann Baptist Metz brandmarkte, ist das Christentum der westlichen Länder vielen zur ritual- und sakramentalen Versorgungsanstalt verkommen. Die vielbeschwerene »christliche Gesellschaft«, die »christliche Werte« gegen vermeintliche Angriffe von außen verteidigt, hat sich eingekerkert im Gewohnten. Neues, Fremdes, Anderes? Nicht mit ihr. Und schon gar nicht gegen sie.

Der Kölner Kabarettist Jürgen Becker, der sich in seinen Bühnenprogrammen gern mit den kulturellen Ursachen und Folgen des Christentums beschäftigt, glaubt, dass die fantastische Zeit der Christen Kinder einfach vorbei sei. So schön hätten sie ihr Spiel begonnen, hätten sich das Szenario ihrer Religion zurechtgelegt, göttliche, prophetische und politische Rollen verteilt: »Das war jetzt mal so.« Das Spiel habe sich entwickelt, sei immer wilder und toller geworden. Doch dann seien die Eltern gekommen und hätten gesagt: »Jetzt ist aber Schluss, ab ins Bett!« »Nogedungen sei aufgeräumt worden.« »Weg war die ganze schöne, fantastische Welt.« An diesem Punkt plägiert Becker melancholisch ins Publikum zu schauen: »Müssen Eltern eigentlich immer gewinnen?«

Meistens tun sie es, denn sie haben die Kraft des Arguments auf ihrer Seite, und sie sitzen an längerem Hebel. »Die Eltern«, das sind für Becker Leute, die man – so sagt er – in anderen Zusammenhang »die Wissenschaftler« nennen könnte. Vernünftige Menschen, die analysieren, planen und finden, dass das Spiel mit einfachen Geschichten nach einmal sein Ende findet: muss.

Was Becker auf die Bühne bringt, spiegelt einen Teil der Gegenwart im Streit um die Zukunft des Christentums wider. Es gibt Theologinnen und Theologen, die den Weg in die Zukunft mit der Kraft des besseren Arguments beschreiben wollen. Sie denken modern, und sie sehen klar, dass der moderne Mensch ein Update für den Glauben braucht. Der evangelische Theologe Klaus-Peter Jöns hat gerade ein Buch unter diesem Titel veröffentlicht (Publik-Forum Bestellnummer 6105). Er zählt auf, was sich ändern muss: »Dogmen sind Deutungen und müssen bei wachsender Einsicht in ihre Unhaltbarkeit geändert werden ... Kirchen müssen alle Versuche, die historisch-kritischen Erkenntnisse über die Entstehung der Bibel als schädlich für den Glauben darzustellen, zurückweisen ... Die Bibel ist nicht die Schrift geworden: Wahrheit schlechthin.« So weit ein Ausschnitt aus den überaus vernünftigen Thesen des Klaus-Peter Jöns. Der Mann hat recht, keine Frage.

Was Jesus nicht ahnen konnte

Doch so vernünftig es ist, auf ein Update zu pochen, so falsch wäre es zu glauben, mit diesem Update sei das sture Christentum ein für alle Mal hergestellt. Die Kinder wissen es besser, und Klaus-Peter Jöns weiß es natürlich auch. Was heute geschrieben wird, wird morgen neuerliche Updates erfordern. Auf Windows 7 folgt Windows 8 auf das Dogma von gestern die Deutung von morgen. Fantasie bleibt gefragt – und die Definition bleibt es auch. Ganz »ohne« können die Christen nicht, das haben sie intuitiv: das geht nicht mehr raus – ich keine andere Religion, die jemals versucht hätte, lebendigen Glauben in eine lehrbuchhafte Buchstabenformel zu pressen, schreibt Arnulf Zitelmann in seiner Geschichte der Christen. Und wo einmal ein Lehrbuch ist, müssen neue Lehrbücher her, um Ersatz für die alten zu schaffen.

Die Art und Weise, wie sich das Christentum zur Weltreligion mauserte, gibt eine Erklärung dafür, warum Christen nicht auf wild wuchernde Vielfalt, sondern auf eine geformte Lehre setzten. Paulus – nicht Jesus – vorbereitete die visionäre Glaubensform global. Dazu gehörte sich in einer von griechischer Philosophie geprägten, multikulturellen und fremd-religiösen Umwelt genügend im Gewohnten. Neues, Fremdes, Anderes? Nicht mit ihm. Und schon gar nicht gegen sie.

Der Kölner Kabarettist Jürgen Becker, der sich in seinen Bühnenprogrammen gern mit den kulturellen Ursachen und Folgen des Christentums beschäftigt, glaubt, dass die fantastische Zeit der Christen Kinder einfach vorbei sei. So schön hätten sie ihr Spiel begonnen, hätten sich das Szenario ihrer Religion zurechtgelegt, göttliche, prophetische und politische Rollen verteilt: »Das war jetzt mal so.« Das Spiel habe sich entwickelt, sei immer wilder und toller geworden. Doch dann seien die Eltern gekommen und hätten gesagt: »Jetzt ist aber Schluss, ab ins Bett!« »Nogedungen sei aufgeräumt worden.« »Weg war die ganze schöne, fantastische Welt.« An diesem Punkt plägiert Becker melancholisch ins Publikum zu schauen: »Müssen Eltern eigentlich immer gewinnen?«

Diesen Beitrag können Sie auch anhören unter www.publik-forum.de

18.08.2011 20.08.2011

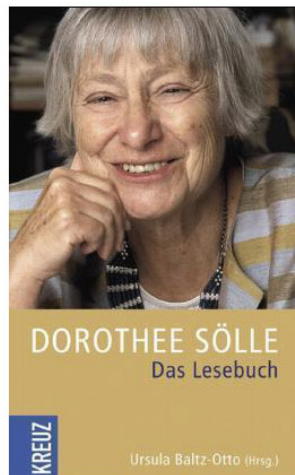
„Erwarte das Neue“, von Britta Baas in Publik-Forum 23-2011, S. 29-31



„Was uns Zukunft gibt“, Eugen Drewermann, Patmos 1991

Kap.: „Auf der Suche“, Seite 81 ff.

Kap.: „Priester und Prophet“, Seite 93 ff.



Dorothee Sölle, Das Lesebuch, Ursula Baltz-Otto (Hrsg.)

Kreuz-Verlag 2004

Kap. 4 Visionen „Die Sehnsucht nach etwas anderem“

„Zur Hoffnung geschaffen“, Seite 138 ff.